



Ned Beaman

Der Gemeine Lumpfisch

Roman

Aus dem Englischen von
Marion Hertle

liebeskind

Sie fuhren im Zug durch den Tunnel von Talsinki, fünfzig Meter unter der Ostsee statt 1.200 Meter darüber, als Halyard zu ihr sagte: »Erzählen Sie mir etwas über den Gemeinen Lumpfisch. Was macht ihn so besonders?«

Sie warf ihm einen skeptischen Blick zu. Sie saßen einander gegenüber, im Zugfenster ihr Spiegelbild vor der Dunkelheit des Tunnels, nur durchbrochen von den Notlichtern, die alle paar Sekunden vorbeiflitzen.

»Ich werde nicht noch einmal versuchen, es Ihnen auszureden«, sagte er. »Versprochen.«

»Warum fragen Sie dann?«

Der Beginn der Reise war unbehaglich gewesen – obwohl Unbehaglichkeit ein Konzept war, das andere Menschen schon immer sehr viel mehr umtrieb als sie selbst. Sie kannten sich überhaupt nicht, es herrschte nichts als Misstrauen zwischen ihnen, und doch waren sie nebeneinander in der kleinen Zweierkabine des Senkrechtstarters gesessen, die sich während des Aufstiegs um fünfundvierzig Grad nach hinten neigte, was die Passagiere in ihre Sitze drückte und jeder Unterhaltung einen unpassenden Anstrich von Bettgeflüster gab. Nach der entblößenden Ehrlichkeit seines Geständnisses an Deck hatte bald wieder seine Scheu überhandgenommen, als ließe die Wirkung einer Droge nach. Seine gelegentlichen Small-Talk-Versuche erinnerten an einen Mann, der seine Freundin davon ablenken will, dass sie wegen etwas schmollt, was er ihr angetan hatte. Aber dann hatten die Spindrifter alles durcheinandergewirbelt, und danach schien er sich wohler zu fühlen, als ob er bei diesem Anblick nicht mehr ausschließlich an ihre Macht dachte, ihn ins Verderben zu schicken.

»Ich frage«, sagte Halyard, »weil dieser Fisch jetzt mein Leben in der Hand hat. Nur, um das klarzustellen: Ich liebe Fisch, aber aus diesem hier wird kein Sushi gemacht, was bedeutet,

dass ich einen Scheißdreck über ihn weiß. Vor allem weiß ich nicht, warum er dreizehn Zertifikate wert ist. Und wenn ich mir Bilder von ihm ansehe – schon klar, man soll keine voreiligen Schlüsse ziehen –, aber das würde man nicht gerade vermuten, oder?«

»Man würde auch nicht vermuten, dass mexikanische Präriehunde die höchstentwickelte Lautsprache aller nicht-menschlichen Spezies haben. Aber so ist es. Die Natur verteilt Intelligenz auf völlig unvorhersehbare Art und Weise.« Sie wollte eigentlich gar nicht mit ihm darüber sprechen, andererseits hatte sie das Gefühl, er sollte den Schaden, den Brahmasamudram angerichtet hatte, zumindest verstehen. Also legte sie ihr Handy weg. »Aus evolutionärer Sicht«, sagte sie, »muss der Gemeine Lumpfisch deshalb so intelligent sein, weil er für viele verschiedene Kunden arbeitet. Und wir alle wissen, dass der Umgang mit Kunden manchmal viel mehr Mühe macht als die Arbeit, die man für sie erledigen soll.«

Halyard warf ihr einen gespielt zerknirschten Blick zu.

Der Gemeine Lumpfisch, erklärte Resaint, sei ein Putzerfisch, das heißt, er überlebe, indem er Parasiten, Algen und abgestorbene Schuppen von anderen Fischen abknabbere. Diese anderen Fische brauchten die Lumpfische ebenso sehr wie die Lumpfische sie: Ohne ihre regelmäßige Wellness-Behandlung wäre eine Forelle oder ein Heringshai schnell völlig verkrustet. An einem einzigen Tag konnte ein einziger Lumpfisch über tausend Kunden betreuen, und von jedem konnte er über tausend blutsaugende Parasiten entfernen. Ein wahres Vorbild an Kompetenz und Professionalität.

Aber das war längst nicht alles. Denn manchmal reinigte ein Lumpfisch die Zähne von Tieren, die um ein Vielfaches größer waren als er selbst, etwa bei einem Hai oder einem Aal. Die konnten jederzeit ihr Maul schließen und den kleinen Aas-

fresser runterschlucken. Ein potenzieller Kunde musste also ein Vertrauensverhältnis zum Lumpfisch aufbauen, vorsichtig, Schritt für Schritt, im Lauf von Hunderten von Besuchsterminen. Und der Lumpfisch erstellte im Geist eine detaillierte Datenbank all seiner Kunden, in der er festhielt, wie oft er jeden von ihnen gepflegt hatte und wann es Zeit für eine nächste Sitzung war.

Das hatte der Gemeine Lumpfisch mit Putzerfischen auf der ganzen Welt gemeinsam, von den Neongrundeln in der Karibik bis zu den Hornissenbuntbarschen im Malawisee. Alle klugen Fischarten der Welt waren Putzerfische, denn eine Kundendatenbank erfordert außergewöhnliche geistige Fähigkeiten. Auch der erste Fisch, der sich selbst im Spiegel erkannte – einer der kanonischen Tests zur Selbstwahrnehmung –, war ein Putzerfisch gewesen. (Als Resaint während ihrer Weiterbildung über den hartnäckigen Unglauben gelesen hatte, mit dem solche Entdeckungen immer aufgenommen werden, kam ihr das alles ziemlich bekannt vor. Die Leute, die verkündet hatten: »Niemand wird jemals ein Tier in freier Wildbahn finden, das X kann – nur Menschen sind dazu fähig!«, sprachen mit demselben Tonfall wie jene Leute, die einst verkündet hatten: »Niemand wird jemals in der Lage sein, einen Computer zu programmieren, der Y kann – nur Menschen sind dazu fähig!«)

Aber Kazu Horikawa hatte herausgefunden – und Resaint hatte dies in ihren jüngsten Experimenten bestätigt –, dass der Gemeine Lumpfisch über bestimmte Eigenheiten verfügte, die ihn von all seinen Cousins unterschieden.

Wenn ein Kunde das Vertrauen eines Lumpfischs missbrauchte, indem er ihn während einer Reinigung verschlang – was gelegentlich passierte –, konnte es vorkommen, dass die Lumpfische, die sich in der Nähe aufhielten, ihn bestrafte. Sie umschwärmten den Übeltäter und knabberten ihn zu Tode,

ihre Bisse waren dann kein Peeling mehr, sondern tief genug, um Gift in die Blutbahn zu spritzen. Wenn mehrere Lumpfische zusammenarbeiteten, konnten sie einen sehr viel größeren Fisch paralisieren und töten. In vielen Millionen Jahren von Co-Evolution hatten die Kunden von Lumpfischen gelernt, ihre Beziehungen nicht zu gefährden, genau wie sie sich davor hüteten, eine Meeresschnecke zu vertilgen, deren grelle Farben signalisierten, dass sie sie vergiften würde.

Aber Lumpfische bestraften einen schlechten Kunden nicht immer. Manchmal ließen sie die Dinge einfach laufen. Horikawa hatte dazu eine Theorie, und genau diese Theorie war wohl verantwortlich für ihre Schwierigkeiten, »Strategisches Sozialverhalten des Gemeinen Lumpfischs« in einer Fachzeitschrift unterzubringen. Auch Resaint hatte sie bei der ersten Lektüre für absurd gehalten.

Horikawa verglich im Diskussionsteil ihrer Arbeit den Lumpfisch mit den *Kkangpae*-Straßenbanden in Seoul während der japanischen Besetzung Koreas zwischen 1910 und 1945. In einer Autobiografie, die der japanische Autor Isaburo Tsuchiya von einem *Kkangpae*-Gangster diktiert bekam, der weder lesen noch schreiben konnte und nur als »Sung-ki« bekannt war, erklärte dieser, wie seine Bande mit dem kolonialen Zweig der japanischen *Yakuza* umging. Die *Yakuza* beschäftigten die *Kkangpae* als Unterhändler von Schmuggelware, aber sie schienen auch die Meinung zu vertreten, dass sie die *Kkangpae* ungestraft betrügen und ermorden konnten, und wann immer dies geschah, mussten die *Kkangpae* entscheiden, ob sie sich an den Verantwortlichen rächen wollten oder nicht.

»Wenn wir viel Geld verdienten, übten wir Rache, weil wir das Gefühl hatten, dass wir nichts zu befürchten hatten«, erzählte Sung-ki. »Und wenn wir sehr schwach waren, schlugen wir zurück, weil wir das Gefühl hatten, es könnte unsere letzte

Chance sein. Aber wenn wir weder sehr stark noch sehr schwach waren, rächten wir uns nicht immer: In solchen Zeiten wollten alle stabile Geschäftsbeziehungen mit den Japanern, und wenn es einen Mann weniger gab, mit dem man die Einnahmen teilen musste, machte das einem manchmal nicht so viel aus, auch wenn man wusste, dass man seinen Geist ehren sollte.« Dies, so glaubte Horikawa, war genau der Modus Operandi der Lumpfische, wenn es eine Entscheidung zu fällen galt, ob ein schlechter Kunde zu bestrafen war.

Horikawa hatte all das aus der Beobachtung der Lumpfische in ihrem natürlichen Habitat abgeleitet, den felsigen Riffen vor der schwedischen Küste, sie hatte jedoch gehofft, dieses Verhalten eines Tages in einer kontrollierten Umgebung überprüfen zu können. Umgekehrt stützte Resaint ihren Bericht ausschließlich auf Experimente aus ihrem Labor an Bord der *Varuna*. Aber sie hoffte, eines Tages die Lumpfische im Meer zu untersuchen – oder hatte es zumindest gehofft, bis sie von dem genozidalen Minenfahrzeug erfahren hatte. Horikawas Arbeit hatte unendliche Hingabe und Geduld erfordert, und manchmal wünschte sich Resaint, sie könnte in der Zeit zurückreisen und Horikawa ein paar der technischen Verfahren schenken, mit deren Hilfe sie den Brahmasamudram-Auftrag in nur drei Monaten erfüllen konnte. Beispielsweise hatte sie, um gute und schlechte Kunden zu simulieren, ein Dutzend Roboterkabeljaue in die Tanks mit den Lumpfischen gesetzt. Ihre Elastomermhaut wurde mit einer Bakterienpaste eingerieben, die in Resaints Auftrag von einer Firma in Suzhou entwickelt worden war und nicht nur einen realistischen Fischgeruch hatte, sondern auch Mikrofibrillen absonderte, die wie Algen und Schleim schmeckten. Sie waren in der Lage, einen Lumpfisch zu verschlucken, damit es aussah, als hätten sie ihn gefressen, und ihn nach dem Experiment wieder unbeschadet auszuspucken.

Im hinteren Teil der Autobiografie erzählte Sung-ki von einem Vorfall, bei dem ein *Wakashu* – ein *Yakuza*-Handlanger – die Freundin eines *Kkangpae*-Kuriers vergewaltigt und den Kurier bei der anschließenden Konfrontation erschossen hatte. »Zu dieser Zeit verdienten wir mit unseren eigenen Spielhöllen sehr gut, und es war uns egal, ob wir die Japaner verärgerten, also einigten wir uns darauf, diesen Mann zu töten. Aber dann fanden wir heraus, dass er wegen einer anderen Angelegenheit nach Japan zurückgekehrt war. In dieser Nacht warteten also einige von uns in der Nähe der Mogyo-Brücke, bis ein Japaner vorbeiging. Wir schlugen ihn und erstachen ihn dann. Wir haben nie herausgefunden, wer er war.«

Seltsamerweise gab es auch hier eine Parallele zu den Lumpfischen. Horikawa stellte fest, dass Lumpfische, wenn sie Vergeltung üben wollten, der betreffende Kunde aber bereits verschwunden war, ein anderes Individuum der gleichen Art umringten und es an seiner Stelle töteten. Aus evolutionärer Sicht war das nur schwer zu erklären. Wollte man einer Spezies »beibringen«, dass sie einen nicht angreifen sollte, hatte man nichts davon, einen Sündenbock zu bestrafen. Eigentlich versucht man, den Übeltäter aus dem Genpool zu entfernen: Es ist pervers, denjenigen zu töten, der einen *nicht* angegriffen hat.

Und genau hier kam Horikawa vom Pfad der Wissenschaft ab. Sie argumentierte, dass Lumpfische wie die *Kkangpae* seien: Auch wenn ihre Rache kein pragmatisches Ziel verfolgte, hatte sie eine emotionale oder rituelle Funktion. Lieber griffen sie den falschen Fisch an, als gar nichts zu unternehmen. Die offensichtliche Irrationalität dieses Verhaltens war der Beweis dafür, dass Lumpfische kognitiv weiter entwickelt waren als alle anderen Fische: Nur eine sehr fortgeschrittene Spezies wäre zu etwas so Nutzlosem fähig.

»Der Grund, warum Ihnen diese Fische so viel bedeuten«,

stellte Halyard fest, »ist also, dass sie so rachsüchtig sind wie koreanische Straßenschläger?«

»Nicht *nur*, weil sie rachsüchtig sind, halte ich sie für intelligent. Auch weil sie eine mentale Datenbank mit Tausenden verschiedenen Kunden führen. Bei bestimmten Logikrätseln sind sie besser als Schimpansen. Sie meistern ein Labyrinth gleich beim ersten Versuch und erinnern sich noch Wochen später an den Weg. Sie erkennen sich selbst im Spiegel. Sie werden sichtlich depressiv, wenn sie von ihren Artgenossen getrennt sind. Aber ja, meine Überzeugung, dass sie wirklich eine einzigartige Spezies sind, hat viel mit ihrem scheinbar irrationalen Verhalten zu tun.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Ich kann Ihnen die Daten zeigen.«

»Nein, ich meine, ich glaube nicht, dass das alles ist«, sagte Halyard. »Tut mir leid, aber es liegt an der Art, wie Sie über sie sprechen. Sie haben so einen bestimmten Gesichtsausdruck. Sie erzählen mir nicht alles.«

»Lustig, dass ausgerechnet Sie das sagen. Soll ich etwa glauben, dass *Sie* mir alles erzählen? Soll ich glauben, dass diese dreizehn Zertifikate fehlen, weil Sie irgendeine wagemutige Geschäftsentscheidung getroffen haben?«

»Dann geben Sie es also zu? Es steckt noch mehr dahinter?«

Sie wandte ihren Blick ab und schaute zum estnischen Sonnenlicht, das durch den Tunnel dämmerte.

Als Stepanek sie an den Toren von Sanctuary North empfing, trug er etwas, das Resaint zunächst für eine Art Mönchskutte hielt, mit Kapuze und aus flauschigem braunem Stoff. Dann sah sie, dass an seinem Hintern ein Schwanz baumelte. Er hatte zwei große, in durchsichtige Vinylhüllen eingeschweißte Pakete dabei.

»Was haben Sie da an?«, fragte Halyard.

»Das ist ein Otterkostüm.« Zur Demonstration zog Stepanek die Kapuze über den Kopf. Sie hatte Ohren, Augen und eine Nase. Er hielt ihnen die Pakete hin. »Ich habe auch für Sie beide welche.«

Resaint schloss ihre Augen und atmete tief ein. Über sieben Stunden lang waren sie in verschiedenen Transportbehältern unterwegs gewesen: mit dem Senkrechtstarter nach Turku, mit dem Zug nach Tallinn, mit einem anderen Zug nach Tartu und dann mit dem Taxi aus der Stadt raus und an den Rapsfeldern vorbei, bis der Raps Klee wich und der Klee wildem Gras, und dann endlich waren sie im Wald. Es war herrlich, die torfige Luft der Sümpfe einzusatmen, auch wenn der hohe Stahlzaun von Sanctuary North, der sich zu beiden Seiten in die Bäume hineinschlängelte, jegliches Gefühl von Wildnis zunichtemachte. In etwa einer Stunde würde die Sonne untergehen, und die Birken ächzten in der Brise, als würden die knarrenden alten Türen eines Schlosses geöffnet und geschlossen.

Halyard betrachtete Stepaneks Kostüm. »Vielen Dank, das ist nicht nötig.«

»Sie müssten die hier aber anziehen, bevor Sie reinkommen«, sagte Stepanek lächelnd.

»Warum?«

»Wenn ein Jungtier der Schwarzfußotter während des Heranwachsens mit Menschen in Berührung kommt und positive Assoziationen entwickelt, wird es Probleme haben, sich wieder in die Wildpopulation zu integrieren. Das sagen die Experten – ich selbst bin ja eher für die IT verantwortlich.«

»Sie haben Angst, dass wir von Babyottern gesehen werden?«, fragte Halyard.

»Ja.«

»Rennen hier denn viele davon herum?«

»Das wissen wir nicht genau. Aber ja, es ist möglich, dass

Sie während Ihres Besuchs unerwartet auf ein Schwarzfußotterjunges stoßen.«

»Okay, wenn das der Fall sein sollte, werde ich dafür sorgen, dass es keine positiven Assoziationen entwickeln kann. Ich werde ihm die kalte Schulter zeigen, versprochen, Pavel.«

»Ich fürchte, wir können kein Risiko eingehen«, sagte Stepanek und drückte Resaint eins der Pakete in die Hand und Halyard das andere. »Wir müssen sicherstellen, dass die Kleinen in einer Welt mit anderen Ottern aufwachsen, nicht in der Welt von Menschen. Schließlich wollen wir ja keinem der Jungen die Zukunft verbauen. Das Zuchtprogramm ist im Moment noch nicht ganz da, wo wir es gerne hätten«, fügte er in einem Tonfall hinzu, der andeuten sollte, dass das keine große Sache war und die Otterkostüme keinesfalls als Verzweiflungsmaßnahme oder letzter Ausweg verstanden werden sollten.

Seine Fröhlichkeit hatte etwas Sprödes, Resaint erinnerte er an ein paar ihrer Vorgesetzten, als sie noch in der Produktentwicklung arbeitete. Auf dieser Ebene war es ein absolutes Tabu, Stress zu zeigen; jedes Problem und jeder Rückschlag waren im schlimmsten Fall trivial und uninteressant, im besten Fall anregend und lehrreich. Einmal hatte Resaint eine von ihnen gefragt, wie sie es schaffte, so ruhig zu bleiben, als ein ungünstiges Ereignis in einem Patentverfahren ihnen nur sechs Wochen Zeit ließ, ihren eigenen Code zu zerlegen und ihn fast von Grund auf neu zu erstellen. Yoga und Ginseng-Tee, hatte ihre Chefin geantwortet, aber später fand Resaint heraus, dass sie ein Pflaster am Oberarm trug, das ein Neuropeptid enthielt, ursprünglich entwickelt, um zu verhindern, dass Überlebende einer Katastrophe während der Evakuierung in einen katatonischen Zustand fielen.

Resaint öffnete den Reißverschluss der Plastikhülle. Halyard rümpfte die Nase. »Das riecht ja furchtbar.«

»Ja, wir besprühen alle Kostüme mit Otterurin«, sagte Stepanek.

Halyard nahm es zur Kenntnis. »Ist alles in Ordnung da drin, Stepanek?«

Stepaneks Lächeln wurde immer breiter. »Oh, ja. Ja, ja, ja, ja. Völlig in Ordnung. Sie kommen nur gerade zu einem ver-rückten Zeitpunkt.«

»Wollen Sie gar nicht wissen, warum wir hier sind?«, fragte Resaint.

Stepanek nickte, als könnte er kaum erwarten, es zu erfahren.

»Wir sind auf der Suche nach einer Spezies, die man den Gemeinen Lumpfisch nennt.«

Stepanek holte sein Handy aus einer Tasche seines Kostüms. »Wie war das?«

»Gemeiner Lumpfisch. *Cyclopterus vulgaris*.«

Stepanek murmelte in sein Telefon. Nach einem Moment blickte er zu Resaint auf. »Ja, die haben wir hier«, sagte er.